

Prof. Dr. Hartmut Häußermann

Effekte der Segregation

In der politischen Debatte ist die Segregation von Migranten in den letzten Jahren zu einem zentralen Thema geworden. Der Ton hat sich dabei verändert: Während früher Diskriminierung und Benachteiligung der Zuwanderer eher aus einer sozialpolitisch fürsorglichen Perspektive diskutiert und kritisiert wurden, hört man von Politikern gegenwärtig immer öfter den Vorwurf an die Zuwanderer, deren eigenes Verhalten sei für die nicht gelungene Integration verantwortlich – wobei regelmäßig die ‚Abschottung‘ in ethnisch dominierte Stadtquartiere ins Spiel gebracht wird. Der Inhalt der Reden von Politikern hat sich von Überlegungen, wie die Integration von Zuwanderern besser organisiert und gefördert werden könne, zu einem diskriminierenden und die Mehrheitsgesellschaft entlastenden Vorwurfs-Diskurs verschoben.

Seit dem September 2001 hat sich die politische Bewertung insbesondere der islamischen Kultur und der arabischen Welt stark verändert, weil sich islamistische Terroristen zu dem Massenmord in New York bekannt haben. In Europa wurde der Begriff ‚Parallelgesellschaften‘ von Politikern und Publizisten vor allem in der Zeit nach dem Mord an dem holländischen Filmemacher van Gogh im Herbst 2004 verbreitet.

Ambivalente Haltung gegenüber Segregation ethnischer Minderheiten

Von Politikern und Publizisten wird in Europa Segregation als etwas grundsätzlich Problematisches angesehen. Sowohl angesichts der Probleme in den Banlieues der französischen Städte als auch angesichts der hohen Konzentration von sozialen Problemen in manchen Nachbarschaften wird immer wieder ‚soziale Mischung‘ verlangt: *mixité, mixité, mixité!* „Die Öffentlichkeit tendiert dazu, räumliche Konzentrationen und migrantenspezifische Kommunikationskreise als sich bewußt abkapselnde Fremdkörper zu beargwöhnen“ (Bade 1994, 45). Wie so oft verbindet sich mit der als gefährlich wahrgenommenen fremden Kultur aber bei den Migranten auch eine Exotik, die etwas Verlockendes hat und bei einem Teil der Stadtbewohner Neugier erregt. In vielen Städten sind die Migrantenviertel eine Attraktivität für Touristen geworden, sie sind eine wichtige Zutat kulinarischer Urbanität und fester Bestandteil des Großstadt-Erlebnisses, das ja selbst durch die Spannung zwischen Nervenkitzel und Neugier geprägt ist. Die Haltung gegenüber der Segregation von ethnischen Min-

derheiten ist also von einer tiefen Ambivalenz geprägt: Einerseits gilt sie als unerwünscht oder sogar schädlich, andererseits ist sie ein zentrales Element postmoderner Urbanität.

Als Folge der Existenz ethnisch segregierter Gebiete in den Städten wird vermutet, dass das Leben in Vierteln, die einen hohen Anteil der gleichen ethnischen Minderheit unter den Bewohnern aufweisen, die Integration in die aufnehmende Gesellschaft erschwere bzw. verhindere. Diese These ist sehr alt, sie geht zurück auf die Anfänge der Forschung über Einwanderung und Segregation in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, die ihr Zentrum an der Universität von Chicago hatte. Im klassischen Modell der Assimilationstheorie wird sogar eine inverse Beziehung zwischen Segregation und Integration angenommen: je größer die Segregation, desto geringer die Assimilation. Der zentrale Mechanismus, der dieser Annahme zugrunde liegt, ist die Selektivität der sozialen Kontakte. Das Leben in einer Subkultur habe den Effekt, so eine verbreitete Annahme, dass es weniger Kontakte zu Angehörigen der Mehrheitskultur gebe und dass sich daraus Nachteile für den Integrationsprozess ergeben.

Es wird angenommen, „dass Personen, die in einem Gebiet wohnen, sich auch in anderen Merkmalen ähnlich sind. Weiterhin wird angenommen, dass die Personen, die die soziale und hier auch räumliche Umwelt konstituieren, handlungsrelevant sind“ (Alpheis 1988, 38). Neben der Ausgangsannahme von ähnlichen Personen wird zusätzlich davon ausgegangen, „dass räumliche Nähe bzw. soziale Ähnlichkeit von Personen dazu führt, dass Personen auch in anderen Merkmalen einander ähnlicher werden (Homogenisierungstendenz)“ (S. 40). Dies ist der Kern sämtlicher Hypothesen über Kontexteffekte, wie sie auch den Vermutungen über die Effekte der ethnischen Segregation zugrunde liegen.

Diese Annahmen sind in der sozialwissenschaftlichen Forschung jedoch keineswegs unumstritten. An der Existenz von Kontexteffekten bzw. an der Bedeutung, die diese Effekte haben, gibt es in der Forschungsliteratur mehr Zweifel als Belege. Die Kritiker berufen sich auf eine abnehmende Bedeutung der räumlichen Nachbarschaft für Kommunikation und Interaktion sowie auf die gestiegene räumliche Mobilität der Stadtbewohner. Nicht lokale Einbindungen, sondern Netzwerke, die sich nicht auf die engere Umgebung beschränken, seien für Sozialisation, Kommunikation und damit auch für Integration relevant. Räumliche Nähe bedeute nicht notwendigerweise auch soziale Nähe, und soziale Interaktion ist andererseits nicht auf räumliche Nähe angewiesen.

Ein weiterer Zweifel an der negativen Wirkung der räumlichen Konzentration für die Integration von ethnischen Minderheiten knüpft an die Tatsache an, dass ethnisch geprägte Nachbarschaften auch positive Funktionen z. B. hinsichtlich des Aufbaus einer ethnischen Ökonomie, der sozialen Einbettung und der Bewahrung der kulturellen Identität haben können. Das heißt, dass mit ambivalenten Effekten gerechnet werden muss und somit eine eindeutige Kontextwirkung nur schwer zu identifizieren sein dürfte.

Mechanismen und Wirkungen von ethnischer Segregation

Methodisch verlangt die Überprüfung der Wirkungen ethnischer Segregation den Nachweis von Kontexteffekten. Dabei geht es um Einflüsse, die jenseits der individuellen Charakteristika und Dispositionen der Bewohner bestehen. Das ist dann der Fall, wenn die in einem Quartier vorherrschenden Denk- und Verhaltensweisen durch individualstrukturelle Merkmale der Bewohner nicht restlos erklärbar sind. Zum anderen aber muss auch der Nachweis erbracht werden, dass die Effekte auf den ethnischen Kontext zurückgeführt werden können – also auf den kulturellen Kontext, den eine ethnische Minderheit bildet.

Zu unterscheiden sind dabei Kompositionseffekte und Kontexteffekte. Wenn z. B. in einem Gebiet viele Jugendliche mit kriminellen Neigungen wohnen, liegt kein Kontexteffekt, sondern nur ein Kompositionseffekt vor, d. h., dass die Kriminalität in einem Stadtteil aus der Zusammensetzung der Bewohner mit ihren individuellen Eigenschaften erklärt werden kann, aber nicht durch zusätzliche kollektive Effekte. Während in den frühen sozialökologischen Studien mit Kollektivhypothesen gearbeitet wurde, d. h., dass Merkmale von Gebieten mit den Verhaltensmerkmalen von Kollektiven in diesen Gebieten in Verbindung gebracht und daraus auf Wirkungen eines Gebietes auf das Verhalten der dort wohnenden Individuen geschlossen wurde, ist dies längst als ‚ökologischer Fehlschluss‘ erkannt worden.

Für die Feststellung von Kontexteffekten sind Individualdaten notwendig, mit denen die Einflüsse von individuellen Merkmalen auf Einstellungen und Verhalten analysiert und der unerklärte ‚Rest‘ identifiziert werden kann. Dieser wird dann als Kontexteffekt bezeichnet, weil er anders nicht zu erklären ist. Wie der ‚Kontext‘ tatsächlich wirkt und welche Mechanismen dabei am Werk sind, ist so aber auch noch nicht zu ermitteln. Dazu bedarf es plausibler Theorien und auch genauerer Analysen mit qualitativen Methoden.

Mechanismen

Wie können die Prozesse gedacht werden, über die Kontexteffekte entstehen bzw. wirksam werden? Theoretisch lassen sich dafür eine Reihe verschiedener Mechanismen denken, die in unterschiedlicher Detailgenauigkeit und Gliederung von Segregationsforschern genannt werden.

Kontakte

Interethnischen Kontakten wird bei der Integration eine überragende Bedeutung zugesprochen. Sie stellen eine Lernmöglichkeit für Migranten bereit, die durch soziale Interaktion zur Übernahme von Verhaltensmustern bzw. zur Toleranz abweichender Verhaltensmuster führt. „Ausgehend von der orientierenden Annahme, dass räumliche Nähe zu Kontakten führt, Kontakte wiederum zur Übernahme von Verhaltensmustern, kann also angenommen werden, dass sich Wohnen in einem Wohngebiet mit niedrigen Minoritäten-Anteilen positiv auf alle Aspekte der Assimilation des Angehörigen der Minorität auswirkt“ (Alpheis 1988, 123). Das erlaubt den Umkehrschluss: „Segregationen fördern über die strukturell erzeugte Kontaktdichte der Akteure kulturelle Segregationen, und die kulturellen Segregationen verstärken wiederum die räumlichen Segregationen“ (Esser 2001, 82).

Sozialisation

Die in einem Quartier dominanten Werte und Normen werden über Peer Groups verbreitet, denen sich die Angehörigen der gleichen ethnischen Gruppe anpassen. Die Übernahme von gruppenspezifischen Werten und Verhaltensweisen ist ein Weg der Integration in die lokale Subkultur und sichert soziale Anerkennung. Da räumliche Segregation, die mit starker Binnenintegration einhergeht, eine starke soziale Kontrolle ermöglicht, können die eigenethnischen Werte und Normen den Bewohnern leichter aufgezwungen werden, als wenn diese in einer weniger ethnisch geprägten Umwelt leben. Die Werte der Subkultur sind u. U. auch funktional für die momentane Situation der Separation, jedoch disfunktional für die soziale Integration in der Mainstream-Gesellschaft. Diese These wurde von Oscar Lewis in seinem Konzept ‚culture of poverty‘ entwickelt (vgl. Lewis 1982) und von Wilson (1987) in den 1980er Jahren wieder in die Diskussion gebracht.

Ein anderes Merkmal der Sozialisation bei stark segregierten Minderheiten ist die Abwesenheit von bestimmten ‚role models‘, d. h., dass solche Verhaltensweisen nicht gelernt oder übernommen werden können, die im Quartier gar nicht in Erscheinung treten (vgl. Wilson 1978). Die segregierte Kultur wird zum dominanten Erfahrungsraum, und weil es keine entsprechenden Repräsentanten oder Vorbilder gibt, besteht gar nicht die Chance, die Werte und Kulturtechniken der Mehrheitsgesellschaft zu erlernen oder zu übernehmen. Für die Sozialisation hat die Nachbarschaft insofern eine Bedeutung, als sich der Erfahrungsraum vor allem von Kindern häufig auf diesen Raum beschränkt und dadurch die Erwartungen und Situationen anderer Kinder zu einem wichtigen Vergleichsmaßstab werden. An diese Tatsache knüpft das Konzept der relativen Deprivation an, nach welchem die Individuen ihre eigene Situation, ihre ‚Benachteiligung‘ nach der relativen Position ihrer Nachbarn beurteilen. Die relative Position zu anderen beeinflusst nicht nur die Wahrnehmung der eigenen sozialen Position, vielmehr wirken die Aspirationen und *Erwartungen* von Personen der Vergleichsgruppe auf die

Wahrnehmung von wahrscheinlichem Erfolg beim Ausnutzen von Gelegenheiten. Das heißt, durch die soziale Umgebung wird man ermutigt oder entmutigt, sich um etwas zu bemühen. Dies kann sich insbesondere bei der Orientierung darauf, was man in der Schule erreichen will, kann oder soll, auswirken. Es gibt ein Klima der Resignation oder ein Klima des Glaubens an den Erfolg.

Netzwerke

Die Annahme der kollektiven Sozialisation im ethnisch dominierten Quartier beruht auf der Voraussetzung, dass sich die Kontakte und Beziehungen tatsächlich auch auf das Quartier beschränken. Die ethnisch segregierten und/oder lokal konzentrierten Netzwerke bilden dann den zentralen Bezugsraum. Netzwerke sind soziales Kapital. Dies kann durch eigenethnische Ressourcen gebildet werden, aber auch durch ein sozial und kulturell heterogenes Netz. Die Netzwerktheorie besagt, dass heterogene Netze ein reicheres und produktiveres soziales Kapital darstellen als homogene Netze. Beschränkt sich das soziale Netz auf das ethnisch segregierte Quartier, wären die Bewohner also dadurch benachteiligt. Man kann dann von ‚Netzwerkarmut‘ sprechen. Ein wichtiger Spezialfall von Netzwerken ist die ethnische Ökonomie. Die ethnische Ökonomie, die auf ethnischen Netzwerken beruht, stellt Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit zur Verfügung. Das notwendige Kapital für die Betriebsgründung entstammt informellen Netzen, und eigenethnische Arbeitskräfte stehen gegen geringes Entgelt zur Verfügung. Dies bietet zwar Chancen für Erwerbsarbeit, diese sind aber in ihrer Reichweite qualitativ und quantitativ begrenzt. Eine Beschränkung auf die ethnische Ökonomie stellt daher eine ‚Mobilitätsfalle‘ dar, denn die Qualifikationsbarrieren zum Wechsel in die Mainstream-Ökonomie werden rasch sehr hoch. Ökonomisch argumentiert bietet die ethnische Ökonomie eine leicht zu ergreifende Alternative, mit der der höhere Aufwand einer Integration in die Ökonomie der Mehrheitsgesellschaft vermieden werden kann (z. B. die Mühen einer qualifizierten Berufsbildung). Das ethnisch segregierte Gebiet bietet folglich mehr Gelegenheiten, anstrengenden Integrationsprozessen aus dem Wege zu gehen – um den Preis einer verstopften Mobilität. Eine Ambivalenz aber bleibt: Die ethnische Kolonie bildet einen Absatzmarkt und ein Ressourcenpotenzial für die ethnische Ökonomie, diese selbst aber bleibt für lange Zeit für die meisten Beschäftigten auf einem bescheidenen Niveau.

Qualität der Umwelt, Gelegenheitsstrukturen

Benachteiligungen können sich dadurch ergeben, dass Nachbarschaftseffekte indirekt durch die Verfügbarkeit oder die Qualität von Dienstleistungen wirken, die in einer Nachbarschaft vorhanden sind. Für Schulen in ethnisch segregierten Quartieren wird z. B. berichtet, dass Lehrer überfordert sind, dass keine außerschulischen Ressourcen mobilisiert werden können und dass die Ausstattung der Schulen unterdurchschnittlich ist.

Auch kann es Schwierigkeiten geben, qualifiziertes Personal für (öffentliche) Einrichtungen in Gebieten mit hohem Migrantenanteil zu finden (vgl. Wacquant 2004, 176 ff.). Dazu gehört auch finanzieller Mangel bei den öffentlichen Einrichtungen. Die Gelegenheitsstrukturen können zusätzlich beschränkt werden durch die Lage des Wohngebiets. Da Migranten in der Regel die bei der einheimischen Bevölkerung am wenigsten begehrten Wohnungen belegen, liegen die Quartiere häufig ungünstig oder sind schwer erreichbar, so dass die Nutzung von Infrastruktureinrichtungen jenseits der Quartiersgrenzen erschwert und damit unwahrscheinlicher wird. Räumliche Distanz zu bestimmten Einrichtungen kann eine soziale oder kulturelle Distanz nach sich ziehen. Man kann diese Dimension auch als eine ‚institutionelle Erklärung‘ von Segregationseffekten bezeichnen, weil sie Umfang, Erreichbarkeit und Qualität von Institutionen in den Mittelpunkt rückt. Die Bewohner haben demnach, selbst wenn sie sich größte Mühe zur Assimilation geben, nicht die Chance, diesen Prozess erfolgreich zu gestalten. Aber auch hier gibt es eine Ambivalenz: Der Aufbau einer ethnisch geprägten Infrastruktur stellt eine Ressource dar, die die Pflege der eigenen Kultur und Konsumgewohnheiten sowie die Ausübung der Religion leichter macht.

Stigmatisierung

Die höhere Sichtbarkeit der Migranten durch den Ausbau einer ethnischen Infrastruktur, durch die Errichtung kultureller Symbole (z. B. Moscheen) und durch die starke Präsenz im öffentlichen Raum erlaubt es den Medien, bestimmte Stadtviertel ethnisch zu kodieren. Die Fremdheitsgefühle, die eine große Anzahl von Migranten bei der einheimischen Bevölkerung auslöst, werden dadurch bestärkt und verfestigt. Entstammen die Migranten einer Kultur, zu der die einheimische Bevölkerung eine große Distanz hat (wie es in Deutschland gegenüber den Türken der Fall ist), dann wird durch die Stigmatisierung den Bewohnern das Label von Kriminellen und Integrationsverweigerern angehängt, und dadurch wird der Wohnort selber zu einer Quelle von Benachteiligung. Bei der Suche nach Lehrstellen oder Arbeitsplätzen wird die von außen vorgenommene Stigmatisierung zu einem Makel, der das Kollektiv der Bewohner trifft, ohne dass diese etwas dagegen tun könnten. Soziale Probleme werden dann ethnisiert. Dieses Beispiel zeigt, dass die der Segregation zugerechneten Effekte nicht unbedingt im Gebiet selbst entstehen müssen, sondern vielmehr aus exogenen Einflüssen entstehen, die auf die Lebenschancen der Bewohner einwirken und als Wirkung der Segregation erscheinen.

Kontexteffekte in ethnischen Kolonien

Kontexteffekte festzustellen, ist ein methodisch sehr schwieriges Problem (vgl. Friedrichs/ Galster/ Musterd 2003). Kontexteffekte zeigen sich in Überzeugungen, Werten, Normen, Verhaltensweisen und sozialen Positionen von Individuen, die sich nicht mit

den üblichen sozialen und kulturellen Merkmalen dieser Individuen erklären lassen. Dies wäre der „normale“ soziologische Weg: Sozioökonomischer Status und soziokulturelle Identitäten erklären das Verhalten und die Normen von Menschen. Um es an einem Beispiel zu demonstrieren: Wenn Migranten im Durchschnitt der Stadt fünf Einheimische in ihrem Freundeskreis haben, und Migranten, die sich hinsichtlich der sozioökonomischen Merkmale nicht unterscheiden, aber in einer ethnischen Kolonie wohnen, nur einen oder gar keinen Einheimischen in ihrem Freundeskreis haben, ist dies ein Kontexteffekt. Es ist der durch sozioökonomische Faktoren nicht erklärbare Rest von Varianz, der als Effekt des Kontextes bezeichnet wird.

Wenn wir klären wollen, welche Bedeutung Migrantenviertel für die Integration in deutschen Städten haben, dann sind dazu zwei Schritte zu unternehmen. In einem ersten Schritt ist zu fragen, ob es in Deutschland überhaupt ethnische Kolonien gibt, denen die oben genannten Kontexteffekte zugeschrieben werden könnten, d. h. wie groß die Segregation der in Deutschland lebenden Migranten ist. In einem zweiten Schritt wollen wir dann empirische Studien durchgehen, in denen die Wirkung der ethnischen Segregation untersucht worden wird. Insgesamt ist die Erforschung dieser Frage in Deutschland noch nicht sehr weit gediehen, die bisher vorliegenden Ergebnisse weichen allerdings nicht von den Ergebnissen vergleichbarer Forschung in anderen Ländern (England, Schweden, Niederlande) ab, so dass es keine begründeten Zweifel an ihrer Gültigkeit gibt.

Wie segregiert leben Migranten in Deutschland?

Nimmt man die Maßstäbe, die kanadische oder amerikanische Migrationsforscher benutzen, um eine ethnische Nachbarschaft zu bestimmen, dann müsste eine einzige ethnische Minderheit mindestens 30% oder gar 40% der Bewohner in einem Quartier stellen. So hohe Anteile finden wir aber in deutschen Städten sehr selten. In Deutschland bildet die gesamte ausländische Bevölkerung in einem Viertel nur selten die Mehrheit – und eine einzige ethnische Minderheit erreicht selten mehr als einen Anteil von 30%. Wenn dieser Anteil überhaupt so hoch steigt, dann sind es Türken, denn andere ethnische Minderheiten sind insgesamt nicht so groß und sie leben auch nicht so segregiert (vgl. Söhn/Schönwalder 2007). In Berlin liegen die höchsten Anteile der größten Minderheit, der Türken, bei 25% in bestimmten Gebieten in Kreuzberg oder im Wedding, aber bereits in Neukölln beträgt der höchste Anteil in einem Statistischen Gebiet lediglich 17%. Nicht nur für deutsche, sondern für europäische Städte insgesamt ist es typisch, dass Viertel, in denen viele Migranten leben, multiethnische Viertel sind.

Für eine Beurteilung der Kontexteffekte ist es wichtig zu wissen, welche sozioökonomischen Merkmale die Bewohnerschaft von ethnisch geprägten Quartieren hat. Welcher Schicht bzw. welchem sozialen Milieu sind die ethnisch segregierten Bewohner zuzurechnen? Am stärksten segregiert sind immer die Bevölke-

runksgruppen, die einen niedrigen Bildungsstand, ein geringes Einkommen und eine prekäre berufliche Situation haben. Das gilt sowohl für die einheimische Bevölkerung als auch für diejenige mit Migrationshintergrund. Bei marktförmig organisierter Wohnungsversorgung wohnen auf der einen Seite die Reichsten und auf der anderen Seite die Ärmsten am stärksten segregiert – allerdings aus unterschiedlichen Gründen: Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen dort, wo sie müssen.

Im Vergleich zu amerikanischen Städten, aber auch im Vergleich zu den unruhigen Banlieues in Frankreich, sind einzelne ethnische Minderheiten in deutschen Städten also gering segregiert. Das beeinflusst natürlich auch die Ergebnisse der empirischen Forschung über die Wirkungen ethnischer Segregation. Empirische Untersuchungen liegen zu verschiedenen Fragen vor: zu den Kontakten zwischen Migranten und Einheimischen, zu den Sozialisierungseffekten, zur Frage der kulturellen Absonderung und dazu, wie es mit der räumlichen Mobilität von Migranten in der Stadt aussieht.

Räumliche Nähe erzeugt keine soziale Nähe

Einer der zentralen Glaubenssätze der traditionellen Migrationssoziologie ist, dass die räumliche Abschottung Kontakte mit Einheimischen verhindert und dadurch Integration behindert wird. Zahlreiche Untersuchungen zeigen jedoch, dass das nicht stimmt. Bereits in den 1980er Jahren hat eine Studie von Alpeis (1988) ergeben, dass sich, wenn man die Einflüsse der individuellen Merkmale der Bewohner kontrolliert, ein Effekt der Nachbarschaft für die Häufigkeit interethnischer Kontakte nicht nachweisen lässt. Ein ähnliches Ergebnis erzielte Farwick (2006) in einer Untersuchung, die er in den Jahren 2004/2005 in Bremen durchgeführt hat. Auch Nauck, der zahlreiche Studien über die Kontakte in und zwischen Familien durchgeführt hat, kommt zu dem Ergebnis, dass die Behinderung von Kontakten durch räumliche Separation ein Mythos sei in einer Zeit, in der die Möglichkeiten zur Telekommunikation und zur räumlichen Mobilität den meisten Menschen es freistellen, mit wem sie wann und wo kommunizieren. Nauck (1988, 326) nennt es ein „ethozentrisches Missverständnis ...“, wenn von der Häufigkeit des Auftretens von sichtbaren Ausländern in bestimmten Wohnquartieren darauf geschlossen wird, dass diese dann auch untereinander intensive Beziehungen hätten“.

Soziale Beziehungen, das ist die Quintessenz von zahlreichen Untersuchungen, ergeben sich am ehesten zwischen Menschen mit gleichem sozioökonomischen Status und gleichem Lebensstil. Wenn diese Voraussetzungen gegeben sind, dann kann räumliche Nähe zu einer Erleichterung von Kontakten führen; divergierende Interessen oder unterschiedliche Lebensstile werden durch räumliche Nähe nicht neutralisiert – in diesen Fällen kann räumliche Nähe eher zu Konflikten führen. Das heißt: Räumliche Nähe erleichtert und intensiviert Kontakte – aber nur dann, wenn die sozialen und kulturellen Voraussetzungen dafür

gegeben sind, wenn soziale Nähe also schon vorhanden ist. Räumliche Nähe erzeugt keine soziale Nähe.

In der Forschung am heftigsten umstritten sind die Wirkungen von Nachbarschaften auf die Sozialisation ihrer Bewohner. Dass es diese Effekte gibt, dass also Denken und Handeln der Nachbarn das Denken und Handeln von Nachbarn beeinflusst, ist eine der zentralen Annahmen der Befürworter von sozialer Mischung in den Städten. In einer methodisch avancierten Untersuchung zum Einfluss der Nachbarschaft auf die Gewaltbereitschaft bei Jugendlichen hat Oberwittler (2004) festgestellt, dass ein allgemeiner Kontext- oder Nachbarschaftseffekt bei dieser Frage zwar nicht besteht, dass er aber bei einer ganz bestimmten Bewohnergruppe festgestellt werden kann: Wenn Jugendliche männlich sind, sich ihr Freundeskreis auf das eigene Stadtviertel beschränkt, sie die Hauptschule besuchen und in den letzten Jahren nicht über die Stadtviertelgrenzen hinaus umgezogen sind, dann zeigt sich, dass die Nachbarschaft das Handeln dieser Jugendlichen bis zu einem gewissen Grade beeinflusst. Ein solcher Einfluss ist aber bei anderen Bewohnern nicht festzustellen, also z. B. bei Mädchen oder bei Gymnasiasten. Auf deren Verhalten haben die sozialen Merkmale einen größeren Einfluss als die Nachbarschaft. Wenn sich der Aktionskreis von Jugendlichen auf die lokale Umgebung beschränkt, wenn sie gemeinsam eine Hauptschule in diesem Quartier besuchen, dann ist die Schule auch die wichtigste Ressource für die Bildung der Freundeskreise und damit für die Sozialisation. Die Schule ist in jedem Fall der bedeutsamere Kontext als das Quartier.

Drever (2004) ging der Frage nach, in welchem Ausmaß ethnische Nachbarschaften in Deutschland ökonomisch, sozial oder kulturell isolierte Zonen darstellen. In der Analyse von Daten des sozioökonomischen Panels (SOEP) zeigt sich nun, dass sich die Bewohner von ethnisch geprägten Nachbarschaften nicht stärker als andere darum bemühen, die Herkunftskultur zu bewahren. Die These, dass in ethnischen Nachbarschaften die Bewohner stärker an ihren Traditionen hängen und sie stärker als andere religiösen Einflüssen unterliegen, was die Integration hemme, erweist sich somit als nicht haltbar.

Salentin (2004) hat die Frage untersucht, ob eine starke Integration in der eigenen ethnischen Gemeinschaft dazu führt, dass man sich von der Mehrheitsgesellschaft isoliert. Diesem Projekt lag theoretisch das zugrunde, was man ein ‚Wetterhäuschen-Modell‘ nennen könnte. Beim Wetterhäuschen kann nur eine von beiden Figuren in den Vordergrund treten: bei schönem Wetter die Frau, bei schlechtem Wetter der Mann. Das Ergebnis dieser Untersuchung zeigt, dass eine solche Automatik hinsichtlich des integrativen bzw. segregativen Verhaltens nicht existiert. Sowohl bei den sozialen Kontakten als auch bei der Mediennutzung und bei Freizeitaktivitäten zeigt sich, dass diejenigen, die viele Kontakte innerhalb eigenethnischer Kreise haben und dort auch sehr aktiv sind, auch ein höheres Niveau von Kontakten und Kommunikation mit der Aufnahmegesellschaft aufweisen. Dies gilt selbst für das politische Interesse. Die einzige Dimension, in der sich negative Effekte der Konzentration auf die ethni-

sche Community zeigen, ist die Sprache. Die Konkurrenzthese zwischen Aktivitäten innerhalb oder außerhalb der ethnischen Gemeinschaft, die dem Wetterhäuschen-Modell zugrunde liegt, kann nach Salentin nicht bestätigt werden.

Assimilations- und Individualisierungsprozesse

In der Migrationssoziologie (vgl. Oswald 2007) wird beim Prozess der Assimilation bzw. der Integration ein Zusammenhang zwischen den Wohnstandorten und dem Integrationsfortschritt gesehen. Demnach begeben sich Zuwanderer nach ihrer Ankunft zwar zunächst dorthin, „wo sie hingehören“ wie Robert Park formuliert hat. D. h., in der ersten Phase nach der Ankunft leben Migranten mit ihren Landsleuten in ethnisch geprägten Quartieren zusammen (Beispiel in New York: ‚little Italy‘, ‚Germantown‘). In dem Maße aber, wie sie sich ökonomisch, sozial und kulturell integrieren, entfernen sie sich räumlich von der ethnischen Kolonie (vgl. Friedrichs 1977; Alba/Nee 2004). Dies wird als Assimilations- und Individualisierungsprozess interpretiert, der eine vollständige Integration in die Aufnahmegesellschaft widerspiegelt. Die Orte mit hoher Konzentration von Migranten wären dann keine Parallelwelten, wie in der öffentlichen Diskussion oft unterstellt wird, sondern Durchgangsstationen. In Nürnberg wurde erstmals untersucht, wie es um die räumliche Mobilität von türkischen Migranten steht (Zdrojewski/Schirner 2005). Dabei zeigten sich Tendenzen einer sozialen räumlichen Differenzierung der türkischen Nürnberger: Aus den Gebieten mit der höchsten Ausländerkonzentration ziehen tatsächlich Türken mit einem höheren beruflichen Status und mit höheren Einkommen weg und suchen sich Wohnorte mit einem niedrigeren Anteil von ethnischen Minderheiten. Dies entspricht ganz den Vorstellungen der Assimilationstheorie.

Wenn man alle diese Beobachtungen zusammenfasst, zeigt sich, dass Sozialverhalten (Kontakte), Sozialisation (Werte und Normen), kulturelle Orientierung und räumliche Mobilität vor allem von den individuellen Merkmalen der Bewohner, also von Bildung, Einkommen und Beruf abhängig sind – und erst sehr nachrangig von der Nachbarschaft. Mit den klassischen Faktoren der soziologischen Analyse können Verhalten und Orientierungen von Migranten weitgehend erklärt werden – auch das Leben in Gebieten mit hoher Konzentration von ethnischen Minderheiten.

Die Ergebnisse zeigen,

- dass die ethnische Segregation unter heutigen Bedingungen die Kontakte zu Einheimischen nicht verhindert;
- dass ethnische Kolonien abweichende Werte nur unter ganz bestimmten Bedingungen an bestimmte Gruppen vermitteln;
- dass die Bewohner von ethnischen Kolonien nicht stärker ihre Herkunftskultur pflegen als Bewohner anderer Quartiere;

- dass Migranten die ethnischen Kolonien nicht freiwillig und dauerhaft bevorzugen, sondern im Zuge ihrer Integration auch wegziehen;
- dass allerdings der Erwerb der Landessprache für Bewohner ethnischer Kolonien schwieriger ist als für solche, die überwiegend mit Einheimischen zusammenwohnen.

Genauso wie bei der deutschen Bevölkerung sind bei der Migrantenbevölkerung die untersten Schichten am stärksten segregiert. Daraus ergibt sich ein Zusammenhang, der es sehr schwierig macht, zwischen ethnischen und sozialen Effekten einer räumlichen Konzentration zu unterscheiden: Es ist vorwiegend die Unterschicht der Migrantenbevölkerung, die segregiert und sichtbar in den „Ausländervierteln“ wohnt. Nur die Unterschicht ist stark segregiert, und nur bei dieser Bevölkerung sind die sozialen Beziehungen stark lokal zentriert, so dass Einflüsse der lokalen Umgebung wahrscheinlicher sind. Diese Haushalte sind in Bezug auf Kommunikation und möglicherweise auch materielle Reproduktion auf das lokale Milieu angewiesen und daher auch eher zu Anpassungsleistungen an das ethnische Milieu oder an religiöse Führer gezwungen.

Ethnisierung sozialer Probleme

Die Effekte, die von der sozialen Lage der Bewohner ausgehen, werden leicht verwechselt mit den Kontexteffekten, die sich aus der Segregation ergeben. Bei der Behauptung, Integrationshemmnisse gingen überwiegend von den ethnisch geprägten Nachbarschaften aus, handelt es sich offensichtlich um eine Ethnisierung sozialer Probleme. Die Integrationsfortschritte sind abhängig von Bildung, Einkommen und Beruf, nicht vom Wohnort. Wer beruflich erfolgreich ist, wohnt eher außerhalb der Gebiete mit hohen Migrantenanteilen, so dass sich die Überlagerung von ethnischer Segregation und sozialer Benachteiligung immer wieder neu herstellt.

Würde die viel beschworene Mischung daran etwas ändern? Verschiedene soziale Gruppen können in einem Quartier nebeneinander wohnen, ohne miteinander zu kommunizieren, ja ohne sich gegenseitig wahrzunehmen. Die wechselseitige Gleichgültigkeit ist geradezu ein Merkmal urbaner Lebensstile in heterogenen Umwelten, aus der die Freiheit zum Anderssein und damit auch ein Freiraum für Fremde entsteht – wie Georg Simmel überzeugend dargelegt hat. Und andererseits wirkt ein bestimmtes ethnisches Milieu nicht „ansteckend“, wie es bei der Sorge um die Parallelwelten unterstellt wird. Räumliche Nähe bedeutet eben nicht automatisch soziale Nähe, und räumliche Nähe hat nicht direkte Wirkungen auf das Denken und Handeln von Nachbarn.

Es gibt in den Quartieren aber einen Ort, wo sich die unterschiedlichen ethnischen und sozialen Gruppen der Kommunikation und Begegnung nicht ausweichen können. Das ist die Schule. Sie ist der einzige Ort, wo sich, solange Schuleinzugsbereiche für die Grundschule noch amtlich festgelegt sind¹, Zwangskontakte ergeben. Spracherwerb und Bildungsniveau entscheiden

über die Zukunftschancen in einer mobilen Gesellschaft, und die Schule ist von zentraler Bedeutung für die Verkehrskreise und damit auch für die Sozialisation von Jugendlichen.

Segregation im Schulbereich

Die Segregation von Schülern ist erheblich stärker als die der Bewohner insgesamt. Wenn in einem Quartier die Quote der Bewohner mit Migrationshintergrund bei 40 oder 50% liegt, was für deutsche Verhältnisse bereits ziemlich hoch ist, dann liegt sie in der Schule bei 70 oder 80%, in manchen Fällen bereits bei 100%. Das liegt nicht nur daran, dass die Migranten in der Regel noch jünger sind und häufiger Kinder haben, sondern auch daran, dass das gemeinsame Lernen in der Schule von den einheimischen Mittelschichteltern, die um die Bildungschancen ihrer Kinder für die Zukunft fürchten, als Benachteiligung angesehen wird. Zu Recht befürchten sie, dass ihre Kinder, wenn der Anteil von Schülern mit einer nichtdeutschen Herkunftssprache in der Schule oder in der Klasse sehr hoch ist, weniger lernen als unter anderen Umständen. Denn in diesen Schulen ist das Leistungsniveau erheblich niedriger als in sozial und ethnisch stärker gemischten Schulen oder gar in reinen Mittelschichtschulen in den ausländerfreien Nachbarschaften der Städte oder des Umlandes.

Die PISA-Studien haben es zutage gebracht, dass diese Leistungsunterschiede bestehen und dass das schlechte Abschneiden der deutschen Schüler im internationalen Vergleich vor allem auf die schlechten Leistungen von Migrantenkindern zurückzuführen ist (vgl. Baumert/Carstensen/ Siegle 2005).

Als eine mögliche Rezeptur wird diskutiert, die Schulen in den Vierteln mit einem hohen Migrantenanteil so stark zu verbessern, dass dort Lernprozesse wie bei der einheimischen Mittelschicht möglich werden. Dies würde einen erheblich höheren Personal- und Sachaufwand voraussetzen, denn Ganztagschulen mit besonders guten pädagogischen Konzepten müssten eingerichtet werden. Davon sind wir weit entfernt, und die Durchsetzung eines solchen Umverteilungsmodells wäre eine Sensation. Aber es bleibt nach den Ergebnissen der amerikanischen Schulforschung sogar die Frage, ob es ausreicht, wenn Migrantenkinder, die aus bildungsfernen Familien kommen, um ihre Defizite auszugleichen Lernbedingungen wie die Mittelschicht vorfinden – oder ob es nicht unumgänglich ist, dass diese Kinder mit den Kindern der einheimischen Mittelschicht lernen, um von diesen in Bezug auf Motivation und Fertigkeit mitgezogen zu werden. Das würde eine Desegregation der Kinder mit Migrationshintergrund voraussetzen, also ein Bus-System, das die Kinder entsprechend auf die Schulen verteilt. In den USA wurde das seit 47 Jahren praktiziert, soeben haben reaktionäre Richter des Supreme Court allerdings verkündet, dass sich das die Mittelschichten nicht mehr gefallen lassen müssen.

¹ In Nordrhein-Westfalen können die Gemeinden seit dem Jahr 2006 die Schuleinzugsbereiche aufheben. Ob dies Folgen für die ethnische Segregation hat, bleibt abzuwarten.

Die beschworenen Parallelwelten existieren vor allem in der Fantasie von Journalisten und Politikern. Dass es in einigen Städten Nordrhein-Westfalens wenige Fälle extremer Segregation gibt, soll damit nicht in Abrede gestellt werden, aber dafür, dass die Integrationsdefizite von Migranten vor allem auf das Wohnen in ethnischen Kolonien zurückzuführen seien, gibt es keine Anhaltspunkte. Die Rede von den Parallelwelten ist im Übrigen politisch folgenlos, sie dient nur der Diskriminierung. Dass so wenig an den wirklich wichtigen Bedingungen von Integration, die in den Bereichen von Bildung und beruflicher Qualifikation liegen, verändert wird, kann damit gerechtfertigt werden. Wenn die Absolventen eine Hauptschule in Berlin-Kreuzberg, deren Schüler zu 100% einen Migrationshintergrund haben, nach erfolgreichem Schulabschluss zu 100% keine Lehrstelle finden – ist das auf Segregation oder auf Diskriminierung zurückzuführen? Stigmatisierung und Diskriminierung sind womöglich die wirksamsten Effekte, die mit der räumlichen Konzentration von Migranten verbunden sind. So richtig untersucht hat das aber bisher noch niemand.

Prof. Dr. Hartmut Häußermann

Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin

Quellen:

Alba, Richard/Nee, Victor (2004): Assimilation und Einwanderung in den USA. In: IMIS-Beiträge, 23, S. 21-39

Alpheis, Hannes (1988): Kontextanalyse. Konstanz: Universitätsverlag

Bade, Klaus J. (1994): Homo Migrans: Wanderungen aus und nach Deutschland – Erfahrungen und Fragen, Essen

Baumert, Jürgen/Carstensen, Claus H./Siegle, Thilo (2005): Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lebensverhältnisse und regionale Disparitäten des Kompetenzerwerbs. In: PISA-Konsortium Deutschland (Hg.), PISA 2003. Der zweite Vergleich der Länder in Deutschland – Was wissen und können Jugendliche? Münster u. a.: Waxmann, S. 323-365

Breton, Raymond (1965): Institutional Completeness of Ethnic Communities and the Personal Relations of Immigrants. In: American Journal of Sociology, Vol. 70, Nr. 2, S. 193-205

Drever, Anita (2004): Separate Spaces, Separate Outcomes? Neighbourhood Impacts on Minorities in Germany. In: Urban Studies, Vol. 41, Nr. 8, S. 423-439

Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung, Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Mannheim

Farwick, Andreas (2006): Segregation und Eingliederung. Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern in städtischen Gebieten auf den Eingliederungsprozess. Bremen: Habil.schrift Fachbereich 8 der Universität Bremen

Friedrichs, Jürgen/Galster, George/Musterd, Sako (2003): Neighbourhood Effects on Social opportunities: the European and American research and policy context. In: Housing Studies, Vol. 18, Nr. 6, S. 797-806

Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/M.: Campus

Lewis, Oscar (1982): Die Kinder von Sánchez, Bornheim

Nauck, Bernhard (1988): Sozialökologischer Kontext und außerfamiliäre Beziehungen. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich am Beispiel von deutschen und türkischen Familien. In: J. Friedrichs (Hg.), Soziologische Stadtforschung. Sonderheft 29 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 310-327

Oberwittler, Dietrich (2004): Stadtstruktur, Freundeskreise und Delinquenz. Eine Mehrebenenanalyse zu sozialökologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 43, S. 135-170

Oswald, Ingrid (2007): Migrationssoziologie. Konstanz: UVK

Salentin, Kurt (2004): Ziehen sich Migranten in „ethnische Kolonien“ zurück? In: Bade, K.M./Bommers, M./Münz, R. (Hg.), Migrationsreport 2004, Frankfurt am Main: Campus, S. 97-114

Söhn, Janina/Schönwälder, Karen (2007): Siedlungsstrukturen von Migranten und Migrantinnen in Deutschland. In: Schader-Stiftung; Deutscher Städtetag; GdW; DifU; Institut für Wohnungswesen (Hg.), Handlungsfeld: Stadträumliche Integrationspolitik. Ergebnisse des Projektes ‚Zuwanderer in der Stadt‘. Darmstadt: Schader-Stiftung, S. 73-91

Wacquant, Loïc J.D. (2004): Fortgeschrittene Marginalität, Anmerkungen zu Wesen und Bedeutungen eines neuen Phänomens, in: Mackert, Jürgen (Hg.): Die Theorie sozialer Schließung. Tradition, Analysen, Perspektiven, Wiesbaden

Wilson, W.J. (1987): The truly Disadvantaged. The inner City, the Underclass and Public Policy, Chicago

Zdrojewski, Simone/Schirner, Henning (2005): Segregation und Integration. Entwicklungstendenzen der Wohn- und Lebenssituation von Türken und Spätaussiedlern in der Stadt Nürnberg. In: Verbundpartner ‚Zuwanderer in der Stadt‘ (Hg.), Zuwanderer in der Stadt. Expertisen zum Projekt. Darmstadt: Schader-Stiftung, S. 75-115

Fordern Sie das vhw-Verlagsprogramm an

vhw-Verlags GmbH

Neefstraße 2a, 53115 Bonn

Telefon: 0228/72599-30

Telefax: 0228/72599-19

E-Mail: verlag@vhw-online.de

